

Pro und Kontra E-Bike: Am Elektrorad scheiden sich die Geister

Ich bin seit 2016 stolze Besitzerin eines E-Bikes. Das Elektrofahrzeug gehört zu den wenigen Dingen, die ich nie wieder hergeben würde.

Regula Saner

Pro Ich bin eine begeisterte E-Bike-Fahrerin. So begeistert, dass ich für den modernen Drahtesel glatt als Vertreterin von Tür zu Tür gehen würde. Im Zentrum von Basel-Stadt aufgewachsen, wo mehr oder weniger alles flach ist, war das Velo für mich als jugendliche mein ständiges Fortbewegungsmittel. Weil dort zudem der ÖV schon in den 1980er-Jahren relativ gut entwickelt war, und ich mich bereits als Schülerin für mehr Umweltschutz eingesetzt hatte – mit Hans Ernis berühmtem Plakat «Rettet den Wald», das eine Baumkrone mit durchgeschnittener Kehle zeigt, oder mit der Organisation von abgasfreien Schultagen –, war für mich damals klar, dass ich kein Autopermis machen werde. Witziges Detail: Die damalige Sandoz, die 1986 das Chemieunglück Schweizerhalle verursacht hatte, welches den Rhein in ein tödliches Rot verfärbt und über Wochen hinweg für einen beissen Geruch in der Stadt gesorgt hatte, verlieh meiner Schulfreundin und mir wegen unseres Umweltengagements den Basler Maturandenpreis.

Als ich dann als Studentin in den Kanton Freiburg kam und später bei Radio Freiburg als Journalistin anfang, stellte sich

heraus, dass das Velofahren hier weniger Spass macht und dass man hier ohne Autopermis nicht weit kommt. Wie sollte ich eine Gemeindeversammlung in Plaffeien abdecken und spät abends wieder in die Redaktion kommen? Mit dem Velo? Also holte ich, 32-jährig, den Führerschein nach. Ich durfte für die Arbeit das «Budeauto» strapazieren, blieb sonst aber autolos, und das Velo blieb ebenfalls die meiste Zeit unbenutzt. Das ständige Rauf und Runter war mir zu anstrengend. Ich hoffte auf die Realisierung von Veloflotten nach Trondheim Art oder eine ÖV-Revolution. Die Veloflotten kamen nie, und die Revolution blieb eigentlich auch aus – obwohl sich in Sachen ÖV in der Stadt Freiburg einiges getan hat.

Keine Parkplatzsuche

Umso mehr empfand ich es als wirklich technologischen Segen, als die E-Bikes aufkamen. 2016 kaufte ich mir ein solches, das bis zu 25 Stundenkilometer Tretunterstützung liefert. Seither hat sich mein Leben nachhaltig verändert. Heute bin ich wieder mehr oder weniger täglich mit dem Velo unterwegs (der Korrektheit halber: Unterdessen besitze ich daneben auch noch ein Auto). Ich freue mich diebstahlsicher, wenn ich damit direkt bis zum Ziel fahren kann und keinen

Parkplatz suchen muss. Dank der elektrischen Unterstützung kann ich mit einem Lastenanhänger zudem die Wocheneinkäufe erledigen – auch hier, ohne mit dem Auto in die Tiefgarage des Supermarktes fahren zu müssen. Ich fahre in einem Radius von bis zu zehn Kilometern ohne mit der Wimper zu zucken an Medienkonferenzen und Versammlungen – nach Belfaux, Marly, Matran, Villars-sur-Glâne. Dabei erfreue ich mich eines Gefühls von Unabhängigkeit und Luxus.

Über 11.000 Kilometer – einmal nach Kapstadt und zurück – habe ich in den acht Jahren allein in der Agglomeration Freiburg zurückgelegt. 11.000 Kilometer ohne einen Tropfen Benzin. Weil ich mein Bike mit eigenem Solarstrom auflade, hält sich im Übrigen mein schlechtes Gewissen bezüglich der Batterie in Grenzen. Der einzige Nachteil: Der Unterhalt des E-Bikes ist relativ teuer. Pro Jahr fällt mindestens ein Service an, der zwischen 150 und 200 Franken kostet.

Zu guter Letzt finde ich, dass ich mit dem E-Bike sogar etwas für meine Fitness tue. Dies, obwohl meine Tochter nicht müde wird, meine Leistung mit der Betonung auf dem E zu relativieren. Wenn ich stolz sage, dass ich mit dem Velo unterwegs war, sagt sie: «Mit dem E-Bike, meinst du.» Als ob ein E-Bike kein Velo wär!

Martina Schmid

Kontra Im Jahr 1157 erblickte Herzog Berthold IV. von Zähringen einen Felsvorsprung über der Saane und entschied sich, dort eine Stadt zu gründen. 660 Jahre später flitzte der badische Erfinder Karl von Drais mit seiner Laufmaschine – die Urform des Fahrrads – durch die Strassen.

Diese zwei historischen Ereignisse haben zwar auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun, bringen mich aber zu meinem aktuellen Problem: Als die ersten Einwohnerinnen und Einwohner Freiburgs in der architektonischen Epoche der Gotik ihre neuen Wohnhäuser errichteten, waren einfach zugängliche, ebenerdige Veloräume noch kein Thema. Wenn ich als Bewohnerin der heutigen Altstadt also mein Velo nicht bei Wind und Wetter vor der Tür stehen lassen möchte, muss ich es die Treppe hochtragen. Mit der richtigen Technik, eine Hand am Lenkrad und eine unter dem Rahmen, schaffe ich das inzwischen ohne allzu viele Kollisionen mit Wand, Geländer und meinem eigenen Bein. «Zum Glück habe ich keine 30 Kilogramm schweres E-Bike!», denke ich dann jeweils.

Ich fahre Velo, seit ich als Kind an der Freiburger Velobörse den ersten Drahtesel meines

Herzens erblickte. Eine Fahrt mit dem Velo bedeutet für mich, den Gedanken freien Lauf zu lassen. Statt im Bus an fremde Menschen gedrückt zu werden oder mich über die anderen Autofahrenden aufzulegen, genieße ich die frische Luft, die Bewegung – und der tägliche Sport ist nach der Fahrt erledigt. Als Stadtkind müssten sich in der Zwischenzeit meine Waden- und Oberschenkelmuskeln sowie mein Gluteus Maximus der Freiburger Topografie angepasst haben. Zumindest macht es mir kaum etwas aus, die Alpenstrasse oder den Schönberg mit reiner Muskelkraft zu bezwingen. Ob die Evolution doch viel schneller vorangeht als ursprünglich gedacht? Homo Freiburgus, zwar Arme wie Stöckchen, dafür Beine wie Bäume.

Abschreckende Preise

Andererseits könnte es aber auch sein, dass ich dieses Fortbewegungsmittel lieben gelernt habe, weil ich keine andere Wahl hatte. Ich war nie im Besitz eines Autos, und mein Velo war dementsprechend immer die einzige Option für mich, wenn ich schnell irgendwo sein wollte. Habe ich eine Art Stockholm-Syndrom entwickelt, das psychologische Phänomen, bei dem man zu lieben beginnt, was einen peinigt? Habe ich, als Gei-

sel meines Velos, in den letzten Jahren vielleicht ein übermäßig gutes Verhältnis zu den Freiburger Steigungen entwickelt?

Ich gebe es zu: Wenn ich schnaufend einen Hügel hochstrampel und dabei eine E-Bike-Fahrerin gemächlich an mir vorbeidüst, ohne einen Tropfen Schweiß auf der Stirn, dafür mit vollgepacktem Korb auf dem Gepäckträger, werde ich manchmal schon etwas eifersüchtig. In solchen Fällen überlege ich mir, diese elektronische Unterstützung bei Gelegenheit zu testen. Dann denke ich jedoch an die Preise für so ein modernes Elektrovolo und schlucke schwer – nicht nur, weil mir gerade die Puste ausgeht.

Mit meinem mehr als zehn Jahre alten Trekkingvelo habe ich schon viele Abenteuer erlebt und Tausende von Kilometern zurückgelegt. Kein Geld für teure Ferien? Kein Problem, Velofahren kostet nichts. Schlafen kann man im Zelt oder bei Leuten auf der Couch. Ohne sich Sorgen zu machen, keinen Stromanschluss zu finden, um eine Batterie zu laden. Und ohne grosse Angst, dass das Velo gestohlen wird. Der emotionale Wert meines Drahtesels ist zwar nicht zu übertreffen – zum Glück aber nur in meiner Buchhaltung und nicht in der von allfälligen Langfingern.

Eine unnötige Panikmache?

Ein Leserbrief zum Artikel «Pestizide: Parkinson-Risiko ist in Landwirtschaftszonen deutlich höher», FN vom 27. April

Mir läuft eine Laus über die Leber. Hirntumore bei Kindern im Seeland? Wegen der Pestizide? Wie schrecklich. Landwirte erkranken reihenweise an Parkinson? Wegen der Pestizide? Vielleicht sollte ich anderswo hinziehen. Erst nehme ich aber den Artikel genauer unter die Lupe. Ach so, die Studie zu den Hirntumoren stammt aus dem Jahr 2020. Es wurde schon mehrfach Entwarnung gegeben. Da waren wohl Anfänger am Werk. Also Schnee von gestern. Zitate und Aussagen vom HFR stammen aus einem Beitrag aus dem Jahr 2021. Viele Pestizide, die in Verdacht standen, das Risiko einer Parkinsonerkrankung zu erhöhen, sind schon seit längerem verboten. Pestizide stellen auch nur ein Risikofaktor unter vielen dar. So genau weiss man das eben nicht. Und die Sache mit den Spielplätzen? Eine Stiftung lässt aus Eigeninitiative ein paar Grashalme untersuchen. Die Ergebnisse werden wohl medial voll ausgeschlachtet werden. Was für eine unnötige Panikmache. Jetzt kann ich wieder befreit durchatmen. Das Rapsgebl sieht jetzt nicht mehr giftig aus. Wenn Pestizide



Ist das Risiko an Parkinson zu erkranken in landwirtschaftlichen Zonen tatsächlich höher?
Archivbild: Corinne Aeberhard

wirklich lebensgefährlich sind, wo bleibt die NGO, die den Verein der Landwirtveteranen gründet und sich für das Menschenrecht auf Gratis-Gasmasken starkmacht? Wenn ich mir angucke, wie die Landwirte mit dem Traktor über die Felder tuckern und bei jeder Runde wieder durch diese schädliche Giftgaswolke müssen. Ihre einzige Schutzkleidung sind Gummistiefel! Sie stehen früh auf, rackern sich den ganzen Tag ab und setzen ihre eigene Gesundheit aufs Spiel, damit andere was zu essen haben. Und das auch noch ohne Ferien. Wo bleibt der Aufschrei nach sozialer

Gerechtigkeit? Die gilt wohl nur für die parteieigene Wählerschaft. Wo bleiben die Entscheidungszahlungen an die Generationen derjenigen Landwirte, die sich in der Vergangenheit weitaus schädlicheren Giften in höheren Dosen aussetzen mussten? Trotz Klimanotstand dürfen wir nicht mehr bei Horizon Europe mithalten. Zum Glück muss man jetzt fast sagen. Jetzt können wir die ganzen Forschungsgelder direkt in die Herstellung von ungefährlichen Pflanzenschutzmitteln stecken.

Astrid Walser, Cornérod

Moment mal

Muttertag

Die Pazifistin Anna Jarvis war schockiert über das Grauen des amerikanischen Bürgerkriegs. Sie organisierte deshalb sogenannte «Mutterfreundschaftstage», die einen Beitrag zur Versöhnung leisten und den Opfern beider Seiten zu Hilfe kommen sollten. Trotz vieler Mühen stiess die Initiative Zeit ihres Lebens kaum auf Resonanz.

Am 10. Mai 1908 liess ihre fast gleichnamige Tochter Anna Jarvis im Sonntagsgottesdienst die Lieblingsblumen ihrer verstorbenen Mutter Ann verteilen. Die anwesenden Mütter wurden mit je einer roten Nelke geehrt, Verstorbene mit einer weissen. Die Blumen sollten daran erinnern, dass im Krieg nicht nur die kämpfenden Männer leiden. Diesmal zündete die Idee: Nur sechs Jahre später, kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges, erklärte Präsident Wilson den zweiten Sonntag im Mai zum nationalen Muttertag.

Floristen, Bäcker und Gastwirte erkannten sofort das Potenzial des neuen Feiertags. Sie sorgten dafür, dass die eine Nelke bald durch grössere Blumensträuße, Pralinen und Geschenke

ersetzt und durch ein festliches Essen ergänzt wurde – und sorgten für die weltweite Verbreitung. 1930 wurde der Feiertag zum ersten Mal offiziell auch in der Schweiz begangen.

Angewidert über diese Kommerzialisierung versuchte Anna Jarvis die Feier des Muttertags gerichtlich zu verbieten. 1923 muss sie gar wegen der Störung einer Muttertagsfeier ins Gefängnis. Sie starb verarmt und kinderlos, ihr ganzes Vermögen hatte sie im Kampf gegen den Muttertag aufgebraucht. Kurz vor ihrem Tod im Jahr 1948 gestand sie einem Reporter, sie bedauere zutiefst, diesen Tag überhaupt ins Leben gerufen zu haben.

Es war nicht nur der Kommerz, der Anna Jarvis so wütend machte. Das pazifistische, sozialistische und christliche Anliegen, das ihre Mutter und sie selbst mit dem Muttertag verfolgten, war ins Gegenteil pervertiert worden. 1934 erklärten ausgegrenzte Nazis «ihren» Muttertag zum Feiertag. Die sich aufopfernde Soldatenmutter am heimischen Herd sollte als urdeutsches Ideal gefeiert und so als Rollenbild zementiert werden. Um den

Muttertag noch zu verstärken, wurden kinderreiche Frauen ab 1938 an diesem Tag gar mit dem «Ehrenkreuz der Deutschen Mutter» geehrt – böse Zungen sprachen bald vom «Karnickelorden».

Der Muttertag mit seinem antiquierten Familienbild wirkt heute ziemlich aus der Zeit gefallen. Darüber würde sich Anna Jarvis freuen. Sie wäre aber auch erschüttert zu erfahren, dass die ursprüngliche Idee auch nach über einem Jahrhundert erschreckend aktuell ist: An einem Tag im Mai der Mütter und all jener zu Gedenken, die unter Kriegen und ihren Folgen leiden.



Gregor Emmenegger, Freiburg

Gregor Emmenegger ist Titularprofessor an der Universität Freiburg, er lehrt Patristik und Alte Kirchengeschichte.